



**Eleonore Bürcher als Mutter in Joseph Zoderers Stück „Das Haus meiner Mutter“:** Diese Mutter nistet sich nicht in ihren Phantasmen, sondern im Tod ein.

den eineinhalb Stunden der Aufführungsdauer verlässt sie nie das Zimmer, das sie Nacht für Nacht zur Höhle eines erschrockenen Tieres zuwuchert. So klein der Raum ist, so groß ist der Raum ihrer Erinnerungen. Geschichten vom Bombenkrieg und ihre Angst um die Kinder („Ich, die ich Tränen schlucke, ich sage euch, ich beschütze euch. Ich lüge sie an, ich kann sie ja ganz und gar nicht beschützen,...“) vom Hunger, von einer Fehlgeburt, von der Option („Wir haben uns selbst zu Opfern gemacht“), von der Rückkehr in die Heimat und der neuen Fremdheit in der Heimat erzählt sie und vor allem erzählt sie berührend von der Liebe – der einzigen Lichtung in einem harten Leben: „Seligkeit für ein paar Stunden, Leben für ein paar Stunden, dann wieder allein mit Fragen ...“ hat sie im Krieg mit ihrem Mann erlebt, Seine letzte Stunde war „die finsterste Stunde meines Lebens.“

Es sind diese Sätze, an die man sich als Zuschauer klammert, um den Zustand dieser Frau in ihrem inneren und äußeren Refugium zu verstehen. Schilling jedoch lässt ei-

## „Ich, die ich Tränen schlucke“

Torsten Schilling inszeniert im Stadttheater Bruneck Joseph Zoderers Stück „Das Haus meiner Mutter“

von Heinrich Schwazer

Wenn sie von ihrem verstorbenen Mann spricht, verändert sich alles - der Glanz kehrt in ihre Augen zurück, ihre in Erschöpfung zerrinnende Stimme bekommt wieder Knochen, sogar ihr humpelnder Schritt wird fester -, nur nicht der Ausdruck in ihrem Gesicht. Der bleibt abwesend, als wäre sie ganz woanders. Diese Mutter ist ganz von dieser Welt, aber nicht ganz in dieser Welt. Sie sperrt sich in ihrem Zimmer ein, den Schlüssel wickelt sie in ein Taschentuch, hütet ihn 24 Stunden bei sich in der Schürzentasche: „...immer schließe ich ab, wenn ich das Zimmer verlasse. (...) Ohne mich kommt niemand in mein Zimmer.“ Drinnen baut sie aus Pappschachteln ein Haus im Haus, um die Geräusche hinter den Wänden auszusperrn, die sonst niemand hört. „...meine Wände haben Ohren und ... ja, und haben eine Haut, die durchlässig ist. Und es gibt Augen, die beobachten alles, die sehen alles, wenn sie sehen wollen...“ Wenn das Rauschen in den Ohren nicht mehr auszuhalten ist, schleicht sie des Nachts in das Schlafzimmer ihrer Tochter und leuchtet ihr mit der Taschenlampe ins Gesicht. Bei Tag kontrolliert sie

die Autokennzeichen auf dem Parkplatz des Condominiums. Verfolgungswahn, Paranoia, psychische Zerrüttung - in welches medizinische Krankheitsbild das kuriose Verhalten der Mutter passt, ist nicht wichtig. Generalisierung durch einen benennbaren Befund ist das Gegenteil von dem, was der Autor Joseph Zoderer in seinem Stück „Das Haus meiner Mutter“ betreibt. Sein Text ist eine Annäherung an einen Menschen, der das Gefühl der Geborgenheit selbst an dem ihm vertrautesten Ort verloren hat, eine zeitlos gültige Auseinandersetzung mit dem, was jeden angeht: Alter und Krankheit, Verlust und Erinnerung, Heimat und Familie, Liebe und Nichtliebe. Eine Reflexion über das, womit man nie fertig wird.

Ein schwieriges, schmerzliches, intimes Thema, das aus seiner eigenen Muttergeschichte schöpft, gleichwohl aber nie platt auf den Boden des Biographischen gepresst wird. Zoderer hat von seiner Mutter wenig gehabt, umgekehrt ebenso. Als 11-jähriger war er ins Knabenseminar gekommen, es folgte ein Leben als Journalist und Schriftsteller - viel Zeit war ihm mit seiner Mutter nie beschieden gewesen. Als die Mutter 1970 starb, war er gerade in den USA.

„Ich habe erst Wochen später erfahren, dass sie bereits begraben ist. Beim Schreiben dieses Stückes war ich zum ersten Mal mit meiner Mutter allein“, sagt er. Das „Trauma“, nicht an der Seite seiner Mutter gewesen zu sein, verarbeitete Zoderer bereits in den 1970er Jahren in einer kurzen Erzählung mit dem Titel „Das Haus meiner Mutter“ und auch der Roman „Lontano“ (1984) endet mit dem Tod der Mutter. Wie der Basso continuo einer poetischen Wiedergutmachung flicht sich das Sohngespräch mit der Mutter in das Selbstgespräch der Mutter ein: „Mein Herr Professor Florian schämt sich seiner humpelnden Mutter“

Torsten Schilling inszeniert den Monolog in einer Ko-Produktion des Stadttheater Bruneck, des Meraner Altstadttheater und der VBB – die Uraufführung erfolgte am Sonntag Abend im Stadttheater Bruneck. Sein dramaturgisches Konzept dabei ist: Verdichtung auf einen Ort und Konzentration auf eine einzige Person (die Kinder und der Ehemann Johannes - Ulrike Lasta, Stephan Ghedina und Toni Taschler – kommen aus dem Off und in Videoeinspielungen dazu). Die Rolle der Mutter hat er der Innsbrucker Schauspielerinnen Eleonore Bürcher anvertraut. In

nem keine Zeit, solche Erklärungsversuche auszukosten. Er bringt, wie Zoderers Text, nichts auf den Begriff, denn das würde bedeuten, dieser Frau ihr letztes Gut zu stehlen: Ihre mit niemandem geteilte Wahrheit.

Von Anfang an ist es kein Geheimnis, dass das Leben dieser Mutter auf den Tod hinführt, aber sie kann sich noch ordentlich auswüten. Aufsässig und störrisch wie ein kleines Kind begehrt sie gegen die empfundene Vormundschaft der Kinder auf: „Glaubt ihr, dass ich nicht richtig ticke?“ fragt sie. „Ich glaube ihnen nicht, es ist unmöglich, dass sie das nicht hören, wenn ich es so deutlich höre, dass mir kalt wird.“

Eleonore Bürcher kann mit Furor spielen, aber auch zart und zerbrechlich wie die Berührung einer alten Hand. Berührungen, das zeigt ihr Spiel deutlich, würde sie nur widerwillig zu ertragen. In ihrer Stimme liegt ein ständiges Zittern, etwas Tastendes, um Schutz Bittendes.

Wenn sie geht, zittert sie am ganzen Leib, aber wenn sie entschlossen die Kartonschachteln übereinanderstapelt, wird das Wesentliche sichtbar. Diese Mutter nistet sich nicht in ihren Phantasmen, sondern im Tod ein.